

Rezensionen

Zahia Rahmani, Jean-Yves Sarazin (Hg.): *Made in Algeria. Généalogie d'un territoire*, Marseille: MUCEM 2016, 240 Seiten, 160 Farbabbildungen

Der umfangreiche Katalog erschien begleitend zur Ausstellung *Made in Algeria. Généalogie d'un territoire*, die vom 20. Januar bis 8. Mai 2016 im *Musée des civilisations de l'Europe et de la Méditerranée* in Marseille stattfand. Kuratiert von Zahia Rahmani, Schriftstellerin und Leiterin des *Programms Kunst und Globalisierung* am *Nationalen Institut für Kunstgeschichte* (INHA) und Jean-Yves Sarazin, Leiter der *Kartographieabteilung der französischen Nationalbibliothek* (BNF) in Paris, zeichnete die Ausstellung auf der Grundlage von historischen Karten Algeriens, die bis ins 16. Jh. zurückreichten, die Entstehung des algerischen Territoriums nach. Dabei wurde vor allem klar, wie eng das Wissen über und die Vorstellungen von Algerien, wie sie in den Karten zum Ausdruck kommen, mit den über Jahrhunderte anhaltenden militärischen Invasionen durch Frankreich verknüpft sind. In den frühen Karten, die Ausstellung und Buch enthalten, sind nur kleine Küstengebiete präzise gezeichnet. Der überwiegende Teil des Landesinneren jedoch ist von Fabeltieren bewohnt oder von systematisch wiederholten, aber völlig frei erfundenen, geographischen Elementen, z.B. Flussläufen oder Bergketten, durchzogen. Im Laufe der militärischen Durchdringung, die in Folge der französischen Invasion in Sidi Ferruch 1830 stattfand, kann man die fortschreitende

Zunahme detaillierter Informationen über das Land nachvollziehen.

Die Rolle der Kartographie ist dabei aber nicht nur eine nachträgliche, sie geht weit über den passiven Ort der visuellen Informationsaufbewahrung hinaus. Vielmehr sind die Karten sowohl Grundlage als auch Produkt der gewaltsamen Erschließung des algerischen Territoriums. Sehr deutlich wird dies anhand jener Karten, welche die Zerstörung der Altstadt Algiers bereits vorwegnehmen, bevor sie in nur wenigen Jahren umgesetzt wurde, um anstelle der arabischen Altstadt die koloniale Innenstadt zu errichten. Der Plan geht hier der Umsetzung voraus.

Neben den Karten, die Hauptelemente in der Ausstellung waren und im Katalog in großzügigen, oft ganzseitigen Farbdrucken enthalten sind, haben die Kuratorin und der Kurator zwei Dutzend großformatige Malereien aus den Beständen des Schlosses von Versailles restauriert und integriert. Diese zumeist seit Jahrzehnten nicht ausgestellten Bilder zeigen neben Schlachtenszenen menschenleere, algerische Landschaften, die das Land sowohl als verfügbar und in seiner Schönheit begehrenswert erscheinen lassen, als auch dessen Kargheit oder die Unwirtlichkeit von Felsformationen hervorheben. Die Maler fertigten die Gemälde zumeist auf der Grundlage von Reiseberichten an, ohne selbst die Landschaften gesehen zu haben. Es finden sich orientalistische Elemente, aber auch bemerkenswert abstrakt wirkende Malereien, in denen der Horizont über die Hälfte der Leinwand einnimmt. Schließlich enthält der Band offizielle Dokumente, wie jene

öffentlichen Bekanntmachungen, die dem verarmten französischen Proletariat Mitte des 19. Jh. Landparzellen in Algerien versprochen, um so einerseits sozialen Unruhen in der Metropole den Boden zu entziehen und andererseits die notwendige Bevölkerung für eine Siedlungskolonie bereitzustellen. Begleitet werden diese Dokumente von historischen Postkarten, Postern und ähnlichen massenweise verbreiteten Bildern, die Rückschluss auf die visuellen Repräsentationen erlauben, welche in Frankreich von Algerien zirkulierten.

Gemeinsam ist allen diesen Darstellungen, dass sie aus der Sicht der Kolonisierenden angefertigt wurden. Um dieser Perspektive eine Alternative entgegenzustellen, wurde ein Dutzend zeitgenössischer KünstlerInnen in den Parcours integriert, die mit ihrem Blick den herrschaftlichen Repräsentationen in Malerei und Kartographie alternative Sichtweisen entgegensetzen. Obschon sich unter diesen Beiträgen durchaus starke Arbeiten finden – z.B. Zineb Sediras Super-8-Travelling entlang der Küstenstraße, welche zu den mörderischsten Routen im Jahrzehnt des algerischen Terrorismus gehörten – wäre ein Kapitel mit Dokumenten, Karten und popkulturellen Motiven der Gegenwart durchaus interessant gewesen.

Dort wo die Ausstellung mit der algerischen Unabhängigkeit 1962 in die Sprache der zeitgenössischen Kunst übergeht, verzahnt der Katalog mittels zahlreicher und sorgfältig ausgewählter Textbeiträge Kolonisierung und postkoloniale Gegenwart stärker. *Zahia Rahmani* beginnt beispielsweise mit einem sehr persönlichen Text, der die Geschichte ihrer – in den späten 1960er Jahren aus Algerien nach Frankreich

gekommenen – Eltern mit ihrer eigenen Beziehung zu dem nordafrikanischen Land verwebt. Durchgängig geht es in den Beiträgen um die politische Dimension der kartographischen Durchdringung Algeriens: So widmet sich *Hélène Blais* dem Verhältnis von Kartographie und kolonisiertem Territorium. *Daho Djerbal* schreibt über die Enteignung des Lands durch seine Umbenennung. *Sylvie Thénault* diskutiert den für die französische Kolonialpolitik zentralen Begriff der Assimilation. Schließlich unterstreicht *Todd Shepard* in kritischer Perspektive die historischen Verschränkungen, die Algerien zu einem integralen Bestandteil des Frankreichs der Gegenwart machen, ohne den man viele politische Entscheidungen der zweiten Hälfte des 20. Jh. nicht verstehen könnte.

Während der Ausstellung in Marseille konnte man zahlreiche BesucherInnen mit unterschiedlichen Verbindungen zu Algerien dabei beobachten, wie sie auf den Karten Orte suchten, um sich daran ihre Familiengeschichten zu erzählen, oder wie sie Übersetzungsfehler zwischen den arabischen und französischen Wörtern auf den Karten feststellten. Dies stellt nur ein Indiz dafür dar, dass die so oft gewaltsame Geschichte, die Algerien und Frankreich teilen, ebenso gegenwärtig, vielschichtig und lebendig wie schmerzhaft und ungleich bleibt. *Made in Algeria* gehört zu den raren Beispielen in einer großen französischen Institution, die in kritischer und progressiver Perspektive mit dieser Geschichte und ihren visuellen Formen arbeiten.

Lotte Arndt

Sammy Baloji: *Hunting & Collecting*. Ostende: Mu.Zee & Paris: Galerie Imane Farès 2016, 168 Seiten (I)

Larissa Förster & Holger Stoecker: *Haut, Haar und Knochen. Koloniale Spurensuche in naturkundlichen Sammlungen der Universität Jena*. Weimar: Verlag Datenbank für Geisteswissenschaften (vdg) 2016, 124 Seiten (II)

„Sammeln und Jagen“ wird zumeist Wildbeuter-Gesellschaften zugeschrieben, die zudem gerne als überlebende Fossilien oder Repräsentationen früher Phasen sozialer Evolution vor- und dargestellt werden. Die Ethnologie hat solche nach wie vor weithin anzutreffenden Vorstellungen freilich längst widerlegt und gezeigt, dass alle menschlichen Gesellschaften durch Zeitgenossenschaft verbunden und nicht etwa durch Ungleichzeitigkeit geschieden sind. Es gibt gute Gründe, Züge des „Sammelns und Jagens“ in allen menschlichen Gesellschaften, speziell im heutigen Finanzkapitalismus (s. Spittler 2016), auszumachen. Besondere Formen nahm diese Form der Beschaffung von Gegenständen – und verdinglichten Tieren wie Menschen – im Zuge der kolonialen Expansion der kapitalistischen Metropolen seit Ende des 19. Jahrhunderts an. Die Folgen und selbst die mit „Sammeln und Jagen“ bezeichneten Praktiken sind alles andere als vergangen.

Der kongolesische Künstler *Sammy Baloji* bezieht sein eindrucksvolles Projekt zur Vergegenwärtigung postkolonialer Zusammenhänge im Medium von Kunst und Dokumentation auf Formulierungen des postkolonialen Theoretikers Achille Mbembe, der

allen Wirtschaftsformen die destruktive Dimension des „Sammeln und Jagens“ zuspricht. In Mbembes Sicht enthält diese Dimension „grundlegender Primitivität“ die Tendenz zur Selbsterstörung (zit. I: 9). Über Primitivität lässt sich, wie angedeutet, trefflich streiten. Die von Baloji gestaltete Ausstellung, die in dem vorliegenden, von *Lotte Arndt & Asger Taiaksev* edierten Band dokumentiert wird, zeigt jedenfalls nachdrücklich, wie dem „Sammeln und Jagen“ zentrale Bedeutung für koloniale Herrschaft zukam und wie die postkoloniale Gesellschaft zumal im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo (DRC) nach wie vor durch gerade dieses Charakteristikum des Kolonialismus geprägt ist.

Die 2014 im Mu.Zee in Ostende gezeigte Ausstellung war Ergebnis gründlicher Forschungsarbeit. Deren Ausgangspunkt bildete das Photoalbum von Henry Pauwels, eines belgischen Kolonialbeamten, der zwischen 1906 und 1917 unterschiedliche Positionen in der Kolonie innehatte. Die in diesem Album enthaltenen Bilder zeigen neben Landschaften und meist in typisierender Weise aufgenommenen Menschen insbesondere Jagdszenen, in erster Linie die triumphierenden Jäger mit ihrer Beute. Unter den gejagten und erlegten Tieren stechen Gorillas heraus, die sowohl im Bergland als auch in den niedriger gelegenen Zonen der Region leben. Ihre Entdeckung löste das Bestreben aus, lebende sowohl wie getötete Gorillas zu sammeln und zu Forschungszwecken in die Metropolen zu bringen. Im Band findet sich ein Bild, auf dem Pauwels mit der Leiche eines in Sitzhaltung arrangierten Gorillas posiert (I: 41). Diese morbide Ikonographie kontrastiert

mit dem Bericht des lokalen Experten *Chrispin Mvano*, der im Gespräch mit Baloji die engen Beziehungen der in der Region lebenden Menschen zu den Gorillas, zu ihren Familien, aber auch zu Individuen herausstellt: Mvano versichert, die Namen der von Pauwels getöteten, photographierten und nach Belgien gebrachten Gorillas würden noch heute im Kongo erinnert (I: 18). Diese Linie wird durch Verweise auf die Hege in von Menschen entleerten Nationalparks verlängert, durch die die Gorillas heute geschützt werden sollen.

Diese Hinweise führen bereits ins Zentrum der Ausstellung, die, wie *Lotte Arndt* in ihrem Essay erläutert, als komplexe Collage organisiert war und deren Materialien im Buch in sechs Bild-Essays präsentiert werden. Dem flüchtigen Durchblättern erschließt sich der Sinn dieser Abfolge und häufig auch collagenhafter Kombination höchst diverser Bilder nur bruchstückhaft. Vor allem die Essays von Lotte Arndt und *Sandrine Collard* unterstützen hier die Orientierung anhand postkolonialer Perspektiven einerseits, von Gesichtspunkten vor allem ästhetischer Theorie andererseits – allerdings wird die Lektüre durch das zuweilen arg rustikale Englisch erschwert.

Baloji hat zunächst die Einladung des Mu.Zee in der Weise genutzt, dass er Pauwels' Photos mit Gemälden aus den Beständen des Museums kombiniert und konfrontiert hat, also mit Bildern, die die See bei Ostende oder belgische Familienszenen zeigen, und auf den ersten Blick wenig mit dem Kongo zu tun haben. Zu diesen Beständen gehören allerdings auch das Bild *L'Afrique inconnue* (I: 97) der Surrealistin Jane Graverol, dem *Yasmine Van Pee* einen eigenen

Essay gewidmet hat, oder das erschreckende und gleichzeitig merkwürdig exotisierende Gemälde vom *Affen als Totengräber* von Joseph Stevens (I: 6). Eine entscheidende Dimension besteht weiter darin, dass Pauwels' Bilder zugleich mit Bildern zusammengeführt und collagiert werden, die sich auf die aktuelle Situation im Nordosten der DRC, auf die Kriege unterschiedlichster militärischer und paramilitärischer Formationen sowie auf den für Menschen wie Umwelt räuberischen Abbau von Rohstoffen beziehen. So werden neuere Bilder von in der Region aktiven Soldaten mit Bildern von Kolonialbeamten konfrontiert. Es werden aber auch Kindersoldaten gezeigt oder Szenen aus dem aktuellen Bergbau, der zudem durch faszinierende Abbildungen verschiedener kristalliner Mineralien, in den kommentierenden Texten ergänzt durch Hinweise auf die Bedeutung dieser Rohstoffe für die Produktion zentraler Zivilisationsgüter der Gegenwart wie etwa von Mobiltelefonen, immer wieder ins Bewusstsein gerückt wird. Gerade diese Dimension beglaubigt die Modernität der unmittelbaren Naturaneignung, des „Sammelns und Jagens“. Auf symbolischer Ebene verweist Collard auf die Entsprechung zwischen Jagd und Photographie, die in der Rede vom „Schnappschuss“ oder „Einfangen“ deutlich wird und auch in der Person von Pauwels repräsentiert ist. Vor dem Hintergrund der auch hier immer wieder zum Ausdruck kommenden Schrecken, die mit der Region der Großen Seen und zumal des Ost-Kongo nun schon seit Jahrzehnten assoziiert werden müssen, gewinnen zwei Photographien besondere Bedeutung, die Patrice Lumumba, den ermordeten ersten Premierminister

des unabhängigen Kongo, beim Besuch einer Picasso-Ausstellung 1956 in Tervuren vor dem Gemälde *Guernica* zeigt (I: 96). Die Präsenz des Kolonialen im heutigen Belgien unterstreicht die Plastik eines von Hunden eingefangenen Sklaven, die anscheinend völlig unhinterfragt auf einer Straße in Brüssel zu finden ist und von Sven Augustijnen für *Les Demoiselles de Bruxelles* verwendet wurde (I: 110).

Schließlich ist noch eine weitere Dimension zu nennen: In die Ausstellung wurde die Sammlung von Ethnographica integriert, die sich im Besitz von *Patrick Colaert* befand, der am Mu.Zee als Museumswächter arbeitete und eher zufällig mit Baloji in Kontakt gekommen war. Der Bericht Colaerts über seine Kindheit im Kongo attestiert zudem den kolonialen Entstehungskontext dieser Sammlung.

„Sammeln und Jagen“ war auch die erklärte Devise des Biologen und Geographen Leonhard Schultze (zit. II: 75), der 1903 bis 1905 im Südlichen Afrika unterwegs war. Dabei ging es jedoch weniger um Fauna, Flora und Bodenschätze, sondern um Menschen und menschliche Körper. Schultze erweist sich als Zentralfigur einer verwickelten Spurensuche um den Ursprung eines menschlichen Überrestes, der sich markiert als „Kopfhaut eines Herero“ in der Lehrsammlung des Zoologischen Instituts der Universität Jena fand. Die Ethnologin *Larissa Förster* befasst sich seit Jahren mit Fragen der Restitution von menschlichen Überresten und Artefakten aus deutschen Institutionen; der Historiker *Holger Stoecker* war maßgeblich an der Provenienzforschung beteiligt, die 2011 und 2014 die Repatriierung

von bisher 20 während der deutschen Kolonialzeit deportierten menschlichen Überresten nach Namibia ermöglichte.

Die Frage, wie die Kopfhaut in die Lehrsammlung kam, eröffnet den Blick auf zentrale Problembereiche, die hinter den so naheliegenden Forderungen nach Rückgabe und nach der weitergehenden Re-Humanisierung solcher Überreste liegen. Dabei springt eine für die Problematik deportierter menschlicher Überreste charakteristische und zentrale „Asymmetrie“ in die Augen: Sie besteht zwischen „der reichhaltigen Quellenlage zu Leonhard Schultze“, der ausweislich eines handschriftlichen Vermerks auf der Kopfhaut diese wahrscheinlich gesammelt hat, und „dem völligen Fehlen von Hinweisen auf die Identität ‘eines Herero’“ (II: 19). Dies entspricht dem typisierenden und abstrahierenden Verfahren der damaligen anthropologischen Forschung, ist aber zugleich Resultat der Praxis der Sammlungen, durch die die Kopfhaut wahrscheinlich gewandert ist. Dies wird zunächst retrospektiv, vom Standpunkt der Gegenwart und dem Fundort der Kopfhaut aus, erläutert, um dann die Perspektive umzukehren und nach Möglichkeiten der Rekonstruktion vom wahrscheinlichen Kontext ihrer Deportation zu fragen: dem Krieg und Völkermord im damaligen Deutsch-Südwestafrika.

Da der Weg der Kopfhaut in die Sammlung dokumentarisch nicht nachvollziehbar ist, erläutern Förster & Stoecker dieses fast allgegenwärtige Problem anhand von drei „Optionen“, wie sich das Schicksal der Kopfhaut zugetragen haben könnte. Dabei spielt Schultze als wahrscheinlicher Beschaffer eine wesentliche Rolle. Er war Schüler und Protegé von Ernst

Haeckel, der eine wesentliche Rolle bei der Begründung des Sozialdarwinismus und der Eugenik gespielt hatte. Für seine Geldgeber war er verpflichtet, die erwarteten Sammlungen zunächst nach Berlin zu liefern; die Spuren ließen sich u. a. bei Schädeln nachweisen, die später von der Charité nach Namibia repatriert wurden. Unter solchen Gesichtspunkten lässt sich zeigen, wie die Kopfhaut in das damals bestehende internationale Geflecht anthropologischer, aber auch biologischer Sammlungen eingefügt und auf unterschiedlichen Wegen weitergegeben worden sein könnte. Zu diesen Geschichten gehört auch die anscheinend recht bruchlose Weiterführung der Sammlungen in der DDR, als – wiederum zu einem nicht eindeutigen Zeitpunkt – schließlich die Einordnung vorgenommen wurde, die am Ende zur Auffindung und Thematisierung der Kopfhaut geführt hat. Bemerkenswert ist, wie spät, erst 2007, das „Präparat“ endlich „Anstoß“ erreichte, d. h. der aktuelle Direktor des Zoologischen Instituts es „entdeckte“ und sich im Klaren war, dass es aus der Sammlung entfernt werden müsse (II: 9). In den Jahrzehnten zuvor, als die Kopfhaut offenbar auch innerhalb der Sammlung neu untergebracht worden war, war anscheinend niemand auf die Problematik aufmerksam geworden, dass der Überrest einer menschlichen Leiche in einer leicht zugänglichen und – wie deutlich wird – auch nur lässig kontrollierten Sammlung untergebracht wurde.

Der abschließende „Ausblick“ (II: 100ff) skizziert die Möglichkeit, dass in den nächsten Jahren durch die Rückführung der noch in den Beständen deutscher Institutionen vorhandenen *bekanntesten* menschlichen Überreste aus

Namibia dieses dunkle Kapitel abgeschlossen wird. Freilich belegt gerade die Geschichte der Kopfhaut, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht gesagt werden kann, wo weitere unerkannte, vernachlässigte und vergessene menschliche Überreste aus Namibia in Deutschland lagern. Die Annahme erscheint daher zu optimistisch, dieser postkoloniale Skandal könne allein dadurch abschließend bearbeitet werden, dass die bekanntesten Fälle – teils gegen den hinhaltenden Widerstand etwa der Berliner Gesellschaft für Archäologie, Ethnologie und Urgeschichte – endlich bereinigt werden. Vielmehr haben Förster & Stoecker eindringlich aufgezeigt, welche gewaltigen Hindernisse einer Erweiterung unseres Wissens um diese Sachverhalte entgegenstehen.

Reinhart Kößler

Zitierte Literatur

Spittler, Gerd (2016): *Anthropologie der Arbeit*. Wiesbaden.

Ingo Schneider & Martin Sexl (Hg.): *Das Unbehagen an der Kultur*. Hamburg: Argument Verlag 2015, 270 Seiten

Grundlage des vorliegenden Bandes war wohl – was seltsamer Weise nur in einer Randbemerkung (170) Erwähnung findet – eine Innsbrucker Tagung zum „Unbehagen an der Kultur“. Wie üblich, wurden dazu Beiträge von einem knappen Dutzend Autoren eingeworben, die sich zu dem Thema bereits anderwärts geäußert hatten und nun Gelegenheit erhielten, ihre Position nochmals zu verdeutlichen. Abgeschlossen wird der Band durch einen langen, etwa ein Drittel des Gesamtumfangs ausmachenden Syntheseversuch der Herausgeber.

Sämtliche Einzelbeiträge *in extenso* zu referieren, würde für eine Rezension zu weit führen. Eine Denkfigur spielt jedoch in fast allen eine zentrale Rolle: die der „Kulturalisierung“ von Gesellschaft, Politik und Wirtschaft. Sozio-ökonomisch bedingte Widersprüche und Konflikte werden, so die einhellige Kritik, im gängigen Kultur-Diskurs als kulturelle gedeutet – mit dem willkommenen Effekt, dass die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse jeder Auseinandersetzung enthoben werden. *Wolfgang Fritz Haug* verbindet diese Kritik mit einer Verteidigung seiner Grundthese, dass die „kulturelle Differenz“ in „Selbstzweckhandlungen“, die er als „Universalie menschlichen Daseins“ ansieht, zu finden sei. *Terry Eagleton* fügt bei, im Gefolge der Kulturalisierung sei nicht nur sozio-ökonomische Ungleichheit, sondern die gesamte Körperlichkeit des Menschen unter den Tisch gefallen. *Wolfgang Kaschuba* diagnostiziert die Ablösung eines „Politik-Paradigmas“ des kalten Krieges“ durch ein „Kultur-Paradigma“ seit 1989 und versucht anhand einer Vielzahl von Illustrationen zu zeigen, dass Kultur „immer häufiger ‘operativ’ eingesetzt (wird): als Begründungsmodus für moralisch-diskursive Anliegen wie für politisch-konflikthafte Strategien“ (122). *Iman Attia* verdeutlicht in einer Analyse der Entwicklung des Islam-Diskurses in der Bundesrepublik Deutschland, wie das alte Konzept des „türkischen Gastarbeiters“ im Lauf der Jahre nahezu vollständig abgelöst wurde durch das neue „Kultursubjekt Muslim“ (196). Negativ aufgestoßen ist mir, was die Einzelbeiträge angeht, dass sowohl *John Storey* als auch *Wolfgang Kaschuba* behaupten, erst die britische

Cultural-Studies-Schule der 1970er/80er Jahre habe es möglich gemacht, Kultur nicht mehr glattweg mit hoher Kunst, Literatur und Philosophie zu identifizieren, sondern als Lebensweise von gesellschaftlichen Gruppierungen zu fassen. Tatsächlich haben *Franz Boas* und die amerikanische *Cultural Anthropology* den gleichen Schritt mit gewaltiger öffentlicher Resonanz schon mehr als 50 Jahre vorher vollzogen – in dem Beitrag von *Chris Hann* hätten die Autoren dies nachlesen können. Negativ aufgefallen ist mir ferner, dass *Siegfried J. Schmidt* die spätestens seit den 1970er Jahren überholte modernisierungstheoretische Dichotomie von isolierten, örtlich gebundenen und „intakten“ traditionellen Gesellschaften mit „gesicherter Identität“ (34) einerseits und zu Dauerkontakten nach außen gezwungenen und deshalb ständig mit Widersprüchen und Herausforderungen konfrontierten modernen Gesellschaften andererseits wieder auferstehen lässt. Dem ist entgegen zu halten, dass alle Gesellschaften aller Zeiten hybride Gebilde waren; die Abgeschlossenheit ist stets eine Mär, und frei von Widersprüchen, Ungereimtheiten und Interessengegensätzen war noch keine Gesellschaft. Ausführlichere Beachtung gebührt dem Schlusskapitel von *Ingo Schneider* und *Martin Sexl*. Ihr Ausgangspunkt ist, dass bei der Verwendung des Kulturbegriffs (wie bei anderen auch) dessen gesamter historisch gewordener Begriffsspielraum „auf der konnotativen Ebene wirksam“ geblieben sei, weshalb „auch die dadurch unweigerlich entstehenden Widersprüche bei jeder konkreten Begriffsverwendung unterschwellig präsent“ seien (201). In dieser unaufhebbaren Widersprüchlichkeit liegt ihrer Auffassung nach der tiefste

Grund für das allenthalben geäußerte Unbehagen an der Kultur. Den wichtigsten jener widersprüchlichen und Unbehagen bereitenden Konnotationen spüren die Autoren im Folgenden nach. Als fundamental erscheint ihnen, dass dem Menschen mit dem Übergang von der Natur zur Kultur die „Geborgenheitsgewissheit zweifelhaft geworden ist, die ihm vordem der Kosmos und die Schöpfung zugesichert hatten“ (204 – Zitat Konersmann). Als Mängelwesen sei er gezwungen, Kultur zu entwickeln, um zu überleben. Mit diesem Übergang unablässig verbunden sei aber auch der Zwang zur Selbstreflexion und zum Zweifel, die ihn in der als paradiesisch imaginierten Vorgeschichte noch nicht gequält hätten – „Kultur als Verlust“. „Kultur als Verdrängung“, als erzwungene Unterordnung unter „eine Ordnung von Zeichen“ (208) ist ein weiterer, bei jeder konkreten Verwendung des Begriffs unterschwellig präsenter Topos, „Kultur als Kontingenz“ ein dritter. Im Fortgang wenden sich die Autoren dann der Formierung des modernen Kulturbegriffs zu. Sie schließen sich im Wesentlichen den Periodisierungsvorschlägen von Terry Eagleton und Andreas Reckwitz an. Der in der ersten, dem Zeitalter der Aufklärung korrespondierenden Phase vorherrschende Topos ist gemäß Eagleton die Vorstellung von „Kultur im Sinne einer humanistischen Selbstvervollkommnung“ (219) – bei Reckwitz heißt dies „normativ(-bürgerlicher) Kulturbegriff“. Im 19. Jahrhundert trat dann an die Stelle dieses als universell gültig vorgestellten Ideals eine Eingrenzung auf als einzigartig und geschlossen imaginierte kulturelle Gebilde, eine „nicht mehr kosmopolitische, sondern stammesmäßige Idee von Kultur“ (220).

Die dritte Phase ist gekennzeichnet durch „allmähliche Spezialisierung auf die Künste“ (ebd.); Kultur wird identifiziert mit bürgerlicher Hochkultur und von der Massen- und Volkskultur abgegrenzt. Reckwitz unterscheidet schließlich ein vierte Phase, in der Kultur als „Sinn- und Unterscheidungssystem in Form einer symbolischen Ordnung von Wirklichkeit“ (221) verstanden wird. Die damit in der Wissenschaft einhergehende Weiterentwicklung des Begriffs allerdings sei, so Schneider und Sixl, in Gesellschaft, Politik und Medien bis heute nicht angekommen. „Dort herrscht gerade heute ein essenzialistisches und kulturalistisches Verständnis von Kultur vor“ (214). In den beiden letzten Kapiteln „Kultur, Gesellschaft, Politik“ und „Vom Verschwinden der Kultur“ arbeiten die Autoren schließlich das ganze Spektrum an Themen ab, das in der aktuellen wissenschaftlichen Kulturdiskussion auf der Agenda steht – von „Anerkennung vs. Umverteilung“ über Biopolitik und Terrorismus bis hin zu „Alternativen zum Kulturbegriff“. Das ist alles recht überzeugend, aber doch eher additiv aneinandergereiht und kaum in ein schlüssig ausgearbeitetes Gesamtkonzept integriert – wie es die ersten beiden Kapitel des Beitrags wenigstens ansatzweise geliefert hatten. Lesenswert ist es allemal, aber ein bisschen mehr Systematik hätte nicht geschadet.

Gerhard Hauck

Franziska Baumbach: *Die Natur des Menschen und die (Un)Möglichkeit von Kapitalismuskritik. Menschenbilder als Ideologie.*

Münster: Westfälisches Dampfboot 2015, 355 Seiten

Zentrales Anliegen der vorliegenden Arbeit ist die kritische Auseinandersetzung mit der „*Anthropologie des Kapitalismus*“ (321; Hervorh. jeweils im Orig.). Die „Vorstellung von dem Menschen und *seiner Natur*“ bilde „eine ideologische Grundstruktur der bürgerlichen Gesellschaft“ (12) und schwöre die Menschen „auf das Einverständnis mit dem Bestehenden“ (321) ein. Die geschichtliche Entwicklung dieser ideologischen Grundstruktur zeichnet die Autorin in einem Parforceritt durch die europäische Geistesgeschichte der letzten zweieinhalb Jahrtausende nach. Ihr entgegen setzt sie in Anknüpfung an Karl Marx die radikale Historisierung des Menschenbildes – nicht die Natur, sondern „das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Marx, zitiert nach 81) bestimme das Wesen des Menschen.

Die Frage nach der Natur des Menschen stellte sich allerdings nicht erst mit der Entstehung des Kapitalismus. In der Sklavenhaltergesellschaft der Antike und im europäischen Feudalismus wurde sie jedoch mit der Vorstellung von der natürlichen Ungleichheit beantwortet: Ein Teil der Menschheit sei von Natur aus zum Dienen, ein anderer zum Herrschen prädestiniert. In der kapitalistischen Gesellschaft, in der der Markt mit seinen Prinzipien von „Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham“ (MEW 23: 189f) zur zentralen ökonomischen Instanz wurde, musste eine diesen Prinzipien genügende Konzeption an die

Stelle des alten Ungleichheitspostulats treten – ohne die weiterhin bestehende Herrschaft des Menschen über den Menschen in Frage zu stellen.

Die Lösung dieses Problems brachte die Anthropologie der Aufklärungsphilosophie, insbesondere bei Thomas Hobbes und John Locke. Hobbes deduzierte in Baumbachs Sicht den „natürlichen Menschen“ aus der englischen Gesellschaft seiner Zeit mit ihren Bürger- und Glaubenskriegen und ihren ökonomischen Konkurrenzkämpfen. Daraus schloss er auf die „natürliche Feindschaft“ der Menschen untereinander, welche nur durch einen starken Staat gehindert werden könnten, sich gegenseitig umzubringen. Locke hielt den Menschen im Naturzustand dagegen für durchaus gemeinschaftsfähig. Tief in seinem Wesen verankert sah er aber auch den Selbsterhaltungstrieb, und das Mittel zur Selbsterhaltung war ihm das Eigentum, das einerseits auf Arbeit gründe und es dem Menschen andererseits erst ermögliche, durch Arbeit sein Leben zu erhalten. Der wichtigste Grund dafür, dass sich die Menschen in der Gesellschaft zusammenschließen – und „erste Aufgabe“ dieser Gesellschaft – ist daher der Schutz des Eigentums.

Staat und Eigentum waren somit aus der Natur des Menschen gerechtfertigt. An den Grundmustern der Argumentation von Hobbes und Locke änderte sich in den Anthropologien der Folgezeit wenig. Eine grundlegende Neuerung brachte erst Charles Darwin, der die (von Thomas Robert Malthus übernommene) Theorie des „Kampfes ums Dasein“ nicht mehr primär in der Natur des Menschen verankerte, sondern „auf das gesamte Tier- und Pflanzenreich“ anwendete (Darwin, zitiert nach 119). Die für alle

älteren Autoren selbstverständliche Sonderstellung des Menschen in der Welt war damit verloren. Aus dem Kampf ums Dasein folgte für Darwin das Prinzip der „natürlichen Zuchtwahl“, welches den Fortschritt der Zivilisation befördere, weil es dafür Sorge, dass sich die Besten am stärksten vermehrten. Eingriffe der Gesellschaft, welche diese Chance auch den Schwachen verliehen, hält Darwin zwar unter Umständen für gerechtfertigt, aber doch für dem Fortschritt der Zivilisation abträglich – „Sozialdarwinist“ war er nur mit halbem Herzen.

Die nächste grundlegende Neuerung brachte die „Philosophische Anthropologie“ des frühen 20. Jahrhunderts. Sie unternahm es, dem Menschen seine verlorene Sonderstellung wieder zurückzuerobern. Einigermaßen ausführlich befasst sich die Autorin dabei nur mit Arnold Gehlen, der jene Sonderstellung in der Biologie des Menschen zu verankern sucht. Als instinktarmes Mängelwesen sei dieser im Kampf ums Dasein von Natur aus kaum überlebensfähig. Nur durch die Entwicklung von geistigen Fähigkeiten, von Kultur, von Institutionen, die ihm das ersetzten, was bei den Tieren Instinkte und körperliche Überlegenheit leisteten, könne er seine Mängel kompensieren. Er sei „Kulturwesen von Natur“, und die „Plastizität“ seiner Antriebe erlaube ihm, mit den unterschiedlichsten Formen von Kultur zurechtzukommen. Daraus zieht Gehlen als politische Nutzenanwendung die Behauptung, dass die gesellschaftlichen Institutionen, wie immer sie auch aussehen mögen, niemals in Frage gestellt werden dürfen. Ohne „strikte Herrschaft“ fielen die Menschen in ihre „fürchterliche Natürlichkeit“ zurück.

Gescheitert ist die „Philosophische Anthropologie“ in Baumbachs Sicht an der „Herausforderung, das Wesen des Menschen in Geschichte aufzulösen“ (148). Dass dies die einzig korrekte Vorgehensweise sei, sucht sie mit Überlegungen von Karl Marx nachzuweisen. Den interpretiert sie strikt althusserianisch. In den Frühschriften habe er noch anthropologisch argumentiert: Der Mensch verwirkliche sein „Gattungswesen“ in der gesellschaftlichen Arbeit; dies sei ihm in der kapitalistischen Gesellschaft verwehrt, was Marx mit der Kategorie der „Entfremdung“ umschreibe. Diese Argumentation habe mit dem in den „Thesen über Feuerbach“ eingeleiteten „epistemologischen Bruch“ ein Ende. „An Stelle eines behaupteten menschlichen Wesens als Maßstab der Kritik traten die ‘gesellschaftlichen Verhältnisse’“ (158), an die Stelle von Begriffen wie „Entfremdung“ und „Selbstverwirklichung in der Arbeit“ seien „Produktivkräfte“, „Produktionsverhältnisse“, „Mehrwert“ usw. getreten. Erst damit werde „eine Perspektive auf Gesellschaft möglich, die Veränderung als Möglichkeit aufzeigt“ (161) – was für eine anthropologische Betrachtungsweise undenkbar erscheine. Von den zahlreichen marxistischen Kritiken an Louis Althusser und der These vom epistemologischen Bruch nimmt Baumbach leider keine zur Kenntnis, was ein klares Manko darstellt.

In einem abschließenden Kapitel „Mensch und Wirtschaftswissenschaft“ erzählt die Autorin die Geschichte der anthropologischen Hintergrundannahmen der Wirtschaftswissenschaften. Diese Hintergrundannahmen ähneln den bereits dargestellten philosophischen durchgehend. Bei Adam Smith ließen die dem

Menschen natürliche Neigung zum Tausch zusammen mit seinem natürlichen Willen zur Selbsterhaltung den Markt zu einem in der Natur des Menschen verankerten Phänomen werden; dessen unsichtbare Hand führe zum Ausgleich der gegenläufigen Interessen, zum Vorteil für alle und zum Wohlstand der Nationen. David Ricardo konnte trotz gleichartiger Vorstellungen über die Natur des Menschen die Schattenseiten der Industrialisierung, insbesondere die massenhafte Verelendung der Arbeiterklasse schon sehr viel weniger ignorieren. An die Stelle der Frage nach den Ursachen des wachsenden Wohlstands trat bei ihm die Frage nach dessen Verteilung. Da für ihn der Wert der Waren in der Menge der in ihnen vergegenständlichten Arbeit lag, konnten aus seiner Argumentation leicht auch sozialistische Konsequenzen gezogen werden. Die Antwort der bürgerlichen Ökonomie war die Abkehr von der Arbeitswert- und die Hinwendung zur Grenznutzenlehre – „nicht länger die Produzierenden, sondern die Konsumierenden waren das Objekt der ökonomischen Untersuchung“ (267). Solange der Markt frei sei, entschieden die Konsumenten, was produziert werden solle; und da sie selbst über ihre Bedürfnisse am besten Bescheid wüssten, sei der freie Markt die optimale Lösung für alle Beteiligten. Das zugrunde gelegte Menschenbild – exemplarisch verkörpert im rational sein Eigeninteresse verfolgenden *Homo Oeconomicus* – aber bleibt bis in die Neoklassik hinein das gleiche wie bei Smith, Locke und Hobbes. Für mich einigermaßen überraschend war, in welchem Umfang selbst Neoliberale wie Friedrich August von Hayek, Milton Friedman und Gary S. Becker zur Begründung ihrer Modelle auf eine fiktive Wirtschaft

rekurrieren, die auf einfachem Naturaltausch beruht – „da ein Haushalt immer die Möglichkeit hat, direkt für sich selbst zu produzieren, muss er sich ja nicht an dem Austausch beteiligen“ (Friedman, zitiert nach 288).

So weit lässt sich in der an der FU Berlin als Dissertation angenommenen Arbeit von Baumbach eine konsistente, durchgehende und erhellende Grundlinie der Argumentation feststellen, die sie durchaus lesenswert macht. Leider belässt es die Autorin aber nicht dabei. Mit wahrhaft enzyklopädischem Ehrgeiz unternimmt sie es, in einer ungeheuren Fleißarbeit sämtliche Autoren der europäischen Geistesgeschichte, die irgendetwas zur Natur des Menschen gesagt haben, zu referieren – auch wenn sie mit jener Grundlinie der Argumentation überhaupt nicht zusammen passen. Und so kommen Platon und Aristoteles, Augustinus und Thomas von Aquin, Descartes, Rousseau, Kant, Herder, Nietzsche, Scheler, Plessner, Markus, Horkheimer, Adorno, Sonnemann, Habermas sowie Mandeville, Mill, Gossen, Jevons, Walras, Euchner oder Menger zu Wort, größtenteils in Minikapitelchen von 3-5 Seiten Text (plus Fußnoten). Der Lesbarkeit schadet dies sehr, und plattitüdenartige Verkürzungen werden so unvermeidlich; da hätten die BetreuerInnen unbedingt gegensteuern müssen.

Probleme gibt es aber auch bei Autoren, bei denen Baumbach gründlicher einsteigt. Vor allem, was sie über Johann Gottfried Herder, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno referiert, passt überhaupt nicht in die angesprochene Grundlinie ihrer Argumentation, steht teilweise in direktem Widerspruch dazu, ohne dass die Autorin

dies thematisieren würde. „Nach Herder sind die Menschen Natur- und Vernunftwesen. Als Naturwesen blieben sie den Gesetzen der Natur verpflichtet, als Vernunftwesen schafften sie sich selbst eine zweite Natur des sozialen, kulturellen und geschichtlichen Daseins“ (110). Der Mensch ist von Natur aus ein gesellschaftliches, kulturelles, geschichtliches Wesen. Das ist zweifellos eine anthropologische Aussage, aber eben eine, die Gesellschaftlichkeit und Geschichtlichkeit nicht ausschließt – eine Aussage zudem, die Marx im *Kapital* (also lange nach dem mutmaßlichen epistemologischen Bruch) mit der Formulierung, „dass der Mensch von Natur, wenn nicht, wie Aristoteles meint, ein politisches, jedenfalls ein gesellschaftliches Tier ist“ (MEW 23: 346), explizit mitmacht. Eine anthropologische Wesensaussage ganz ähnlichen Inhalts ist es auch, wenn Adorno formuliert: „Zunächst ist der Mensch in einem unendlich viel weiteren Maß ein geschichtliches Wesen, ... als die naive Vorstellung das akzeptiert, ... bis in Innerste seiner Psyche hinein von Geschichte und das heißt eben doch wesentlich von Gesellschaft geformt“ (Adorno, zitiert nach 172). Seine wie auch Horkheimers Kritik richtet sich nicht gegen Anthropologie als solche, sondern gegen eine ganz bestimmte „naturalistische Anthropologie“ (Horkheimer, zitiert nach 180), die „die Brutalität der Gesellschaft in die Natur des Menschen als Raubtier verlegt“ (ebd.). Baumbach aber hält in ihrer strikten Fixierung auf Althusser, ohne ernsthaft auf solche oder ähnliche Überlegungen – etwa die von Jürgen Habermas oder Johann Pall Arnason – einzugehen, unbeirrt an der Überzeugung vom per se ideologischen, die

„Undenkbarkeit von gesellschaftlichen Veränderungen“ (14) postulierenden Charakter jeglicher Anthropologie, wenn nicht gar von deren „Unmöglichkeit“ (Sonnemann, zitiert nach 192) fest. Das ist schade.

Gerhard Hauck

Literatur

Marx, Karl (MEW 23): *Das Kapital. Bd. 1.* Berlin (DDR) 1979

Hans-Jürgen Burchardt & Stefan Peters (Hg.): *Der Staat in globaler Perspektive. Zur Renaissance der Entwicklungsstaaten.* Frankfurt a.M. & New York, NY: Campus 2015, 267 Seiten

Mit dem Aufstieg Chinas und anderer Schwellenländer und damit der Verschiebung von Machtverhältnissen auf globaler Ebene stehen die Staaten des Globalen Südens zunehmend (wieder) im Zentrum wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Die Rede vom „Entwicklungsstaat“ als einem Staat, der durch sein Eingreifen Wirtschaft und Gesellschaft aktiv zu formen versucht, macht wieder die Runde. In diesem Kontext verfolgt der Band das Ziel, die theoretisch-konzeptionelle Debatte mit neuesten Erkenntnissen zum Stand der Staaten im Globalen Süden zu verknüpfen. Dadurch wollen die Herausgeber einen Anstoß zur Weiterentwicklung der gängigen Forschung liefern, um das dominante, okzidentale Staatsverständnis durch eine Sicht aus globaler Perspektive zu erweitern.

Allgemein benennen *Hans-Jürgen Burchardt* und *Stefan Peters* in ihrer Einleitung zwei zentrale Trends: „Einerseits wandelte sich mit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 der Blick auf

den Staat von einer entwicklungs- zu einer sicherheitspolitischen Perspektive. [...] Andererseits lässt sich mit dem Aufstieg des Globalen Südens eine gänzlich andere Tendenz beobachten: das Wiedererstarken des interventionistischen Entwicklungsstaates.“ (16) Letztere steht im Mittelpunkt der einzelnen Beiträge, während der Aufbau neuer Sicherheitsapparate und die Rolle von direkter Gewalt und Krieg leider kaum aufgegriffen wird. Dabei nimmt der Band vor allem China, Subsahara-Afrika, Zentralasien und insbesondere Lateinamerika in den Blick. Einige Beiträge behandeln zudem übergreifende Phänomene wie die Internationalisierung des Staates.

Den Anfang machen zwei theoretische Beiträge, die sich mit Max Weber als einem zentralen Denker der Staatsforschung auseinandersetzen. Bei *Miguel Angel Centeno* geht es um die Anwendbarkeit der Weber'schen Staatskonzeption auf Lateinamerika bzw. ihre Irritation und Erweiterung. Anhand wichtiger Abweichungen der postkolonialen Staaten von dieser Konzeption benennt der Autor Anforderungen für eine Anpassung der Theorie an die Gegebenheiten im Globalen Süden. In seiner Kritik entfernt sich *Hans-Jürgen Burchardt* noch einen Schritt weiter von Max Weber. Dessen Anstaltsstaat nennt er euro- und androzentrisch, wobei Weber zwar „gegenüber den Kritiken am Eurozentrismus durchaus einige methodische und analytische Antworten“ (67) bereithalte, aber insbesondere wegen seines Subjektbegriffs für eine „kontextsensible Forschung als weitgehend ungeeignet“ (68) erscheint. Als Alternative bringt Burchardt Norbert Elias Figurationenmodell in Anschlag,

das eine dezentrierte, kontextsensible Staatsforschung ermögliche.

Zwischen den theoretischen und den eher fallanalytischen Beiträgen angeordnet, ist der Text von *Heiner Flassbeck* am ehesten als politischer Aufruf zu verstehen. Der Autor liefert eine Kritik am Neoliberalismus: Diesen macht er für eine „fundamentale Fehlentwicklung“ (85) verantwortlich, nämlich das Versäumnis, globale Institutionen für die globalisierte Wirtschaft zu schaffen. Flassbeck argumentiert aus ökonomischer, demokratischer und ökologischer Sicht für die Notwendigkeit regulierender Staatsinterventionen auf nationaler und globaler Ebene.

Im Anschluss wirft *Peter Evans* einen Blick auf die Entwicklungskonzepte derjenigen Staaten, die sich durch regulierende Staatsinterventionen hervortun, wenn auch nicht immer im Sinne Flassbecks. Darüber hinaus befragt er die aktuelle entwicklungsökonomische Debatte hinsichtlich der Rolle des Staates und stellt fest, „das (sic!) sich hierbei ein überraschender Grad an Übereinstimmung [...] finden lässt, die fast eine Antithese zum neoliberalen Modell darstellt“ (100). Abschließend wendet er allerdings ein, für die Errichtung progressiver Entwicklungsstaaten des 21. Jahrhunderts scheine es vor allem an einem zu fehlen: der umfassenden gesellschaftlichen Einbettung staatlicher Kompetenzen. Dieses Problem spielt auch in der historischen Fallanalyse von *Heike Holbig* eine Rolle, die sich mit dem Verhältnis von Staat und Entwicklung in China ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigt und eine kritische These in den Raum wirft: „Will man China als Entwicklungsstaat begreifen, so führt die schlichte

Fokussierung auf einen starken [...] Staat in die Irre“ (127).

Mit einer anderen Form des Entwicklungsstaates setzen sich zwei Beiträge auseinander: *Stefan Peters* stellt zunächst die Debatte um rohstofffördernde Rentengesellschaften dar. Anhand der Diskussion einiger Leerstellen der Renten-debatte formuliert er Eckpunkte einer Neuausrichtung dieser Forschung weg von quantitativen Vergleichen von Indikatoren hin zur kontextsensiblen Untersuchung der Bedingungen und Auswirkungen rentenbasierter Entwicklung. Peters' abschließendem Aufruf: „Die Erforschung von Rentengesellschaften ist eine zentrale Aufgabe für die Entwicklungs- und Staatsforschung des 21. Jahrhunderts!“ (168), folgt *Hans-Jürgen Burchardt* bereits im darauf folgenden Beitrag. Er untersucht die Entwicklung von Rentiersstaaten in Lateinamerika, die zum Teil eine für die Region neue „Melange aus wirtschaftlichem Erfolg, sozialen Verbesserungen und konsolidierter Demokratie“ (179) aufweisen. Gleichzeitig identifiziert er aber enge sozio-ökonomische Grenzen für die Reformfähigkeit dieser Staaten.

Die von Burchardt erwähnten sozialen Errungenschaften taucht *Verónica Schild* in ein anderes Licht. Sie charakterisiert die neuen sozialen und wirtschaftlichen Interventionen in einigen Staaten Lateinamerikas als Formen der neoliberalen Regulierung und spricht gleichzeitig von einer „Re-Feminisierung des neoliberalen Sozialstaates“ (207). Einen abschließenden Kontrapunkt zur Darstellung der neuen Entwicklungsstaaten in Lateinamerika und anderswo setzt *Klaus Schlichte* mit seinem Beitrag zur Internationalisierung des Staates in Teilen Asiens

und Afrikas und dessen Einbindung in die neoliberale Weltordnung.

Insgesamt liefern die versammelten Texte auf theoretisch anspruchsvollem Niveau wertvolle Denkanstöße für die Forschung zum Thema nicht nur im Globalen Süden. Dass der angestrebte Dialog zwischen Staatsforschung und *area studies* bzw. Entwicklungsforschung auf dieser Grundlage tatsächlich zustande kommt, bleibt derweil zu hoffen.

Malte Lühmann

Michael von Hauff & Thuan Nguyen (Hg.): *Nachhaltige Wirtschaftspolitik*. Baden-Baden: Nomos 2013 (= Nachhaltige Entwicklung, Bd. 5), 384 Seiten

Das Konzept der „nachhaltigen Entwicklung“ hat in den letzten Jahrzehnten stetig an Bedeutung in der Wissenschaft, aber auch an Popularität gewonnen und sich spätestens nach der Verkündung der „Sustainable Development Goals“ der Vereinten Nationen in der Nachfolge der „Millennium Development Goals“ im politischen Mainstream etabliert.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes steht das Bemühen, das Defizit der Beschäftigung mit dem Leitbild „nachhaltiger Entwicklung“ in den Wirtschaftswissenschaften – von den Herausgebern mit der fortbestehenden Dominanz neoklassischer und neoliberaler Annahmen in der Mainstream-Ökonomie begründet – durch eine differenzierte Diskussion von „Nachhaltigkeit“ in einzelnen wirtschaftspolitischen Bereichen abzubauen. Die Einführung von *Michael von Hauff & Helena Schiffer* gibt unter dem Titel „Anforderungen des Paradigmas nachhaltiger Entwicklung“ eine recht

ausführliche Zusammenfassung der Entwicklung und der Ansätze zur Konkretisierung des Nachhaltigkeitskonzeptes in verschiedenen Disziplinen und Theoriegebäuden: vom Konzept der Nachhaltigkeit in der Forstwirtschaft des 18. Jahrhunderts über die Unterscheidung zwischen intra- und intergenerationeller Nachhaltigkeit in der Brundtland-Kommission bis zu den Konzepten von schwacher und starker Nachhaltigkeit in der ökologischen Ökonomie. Die Autorin und der Autor plädieren für ein Konzept der „ausgewogenen Nachhaltigkeit“, welches einerseits akzeptiert, dass kritische Bestandteile des Naturkapitals nicht durch Sachkapital substituierbar sind, andererseits aber eine solche Substituierbarkeit nicht grundsätzlich ausschließt. Den Ausgangspunkt für die Analysen der einzelnen Politikbereiche bildet die bekannte Dreidimensionalität von ökologischer, ökonomischer, und sozialer Nachhaltigkeit, wobei das von Autorin und Autor vorgeschlagene „integrierende Nachhaltigkeitsdreieck“ (14) mit Kategorien wie „stark sozial“, „vorwiegend sozial“, „sozial-ökologisch-ökonomisch“, „ökologisch-ökonomisch“ usw. nicht wirklich als „integrierend“, sondern eher als differenzierend anzusehen ist. Es sei allerdings „...notwendig, dass die drei Dimensionen zunächst inhaltlich konkretisiert werden und danach in einem Konzept bzw. einer Strategie zusammengeführt werden.“ (29)

Der Hauptteil des Buches untersucht in 15 Kapiteln verschiedene Teilbereiche der Wirtschaftspolitik. Diese Kapitel sind in vier Teile untergliedert: „Grundlegende Bereiche“ (Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik), „spezielle Bereich der Wirtschaftspolitik“ (Wachstums-,

Stabilisierungs-, Beschäftigungs-, Bildungs-, Umwelt- und Energiepolitik), „Strukturpolitik“ (sektorale Strukturpolitik; Regionalpolitik) und „Internationale Bereiche der Wirtschaftspolitik“ (Handels-, Entwicklungs- und Finanzmarktpolitik). Sie haben jedoch alle dieselbe Titelstruktur („Nachhaltige xxx-politik“) und folgen demselben Konzept: Im jeweils ersten Abschnitt wird ein Überblick über die „vorherrschenden Lehrmeinungen“ (5) gegeben, während der zweite sich vor diesem Hintergrund mit den Anforderungen nachhaltiger Entwicklung an den jeweiligen Politikbereich beschäftigt.

Dies gelingt unterschiedlich gut, was sicherlich z.T. auch mit der relativen Bedeutung des Nachhaltigkeitskonzeptes in den jeweiligen Feldern der Wirtschaftspolitik zusammenhängt. Einige Beiträge bieten in erster Linie eine Zusammenfassung verschiedener Ansätze im jeweiligen Politikbereich und hängen den Bezug zur nachhaltigen Entwicklung lediglich in den letzten Absätzen an. (*Tobias Kronenberg*: „Nachhaltige Stabilisierungspolitik“; *Holger Bär & Klaus Jacob*: „Nachhaltige Strukturpolitik“). Andere Artikel liefern eine umfassende Auseinandersetzung mit den Nachhaltigkeitsdiskursen im entsprechenden Politikbereich (*Nina V. Michaelis*: „Nachhaltige Umweltpolitik“; *Peter Hennicke & Tobias Schleicher*: „Nachhaltige Energiepolitik“; *Philipp Schepelmann*: „Nachhaltige Regionalpolitik“).

Von Hauffs Beitrag „Nachhaltige Handelspolitik“ stellt einem kurzen Überblick über bestehende Institutionen (GATT, WTO), Formen des Protektionismus und Strukturen des Welthandels eine ausführliche Behandlung des sog. fairen Handels gegenüber. Der Verweis

auf die Bedeutung transnationaler Wertschöpfungsketten (308) sowie das beschleunigte Wachstum in den sog. *emerging economies* ist sinnvoll, aber eine Diskussion der Machtstrukturen bei den Verhandlungen über eine fortschreitende Liberalisierung nach dem Inkrafttreten der WTO Verträge (etwa: Blockierung einer weitergehenden Liberalisierung des Weltagrarhandels; zunehmende Bedeutung bi- und multilateraler Freihandelsabkommen) wäre wünschenswert gewesen, zumal hier erheblich umfangreichere Gewinne und Verluste als im Falle des fairen Handels zur Debatte stehen. Der Artikel zu nachhaltiger Entwicklungspolitik von *Christine Hobelsberger & Claudia Kuhnke* differenziert zwar zunächst korrekterweise zwischen Entwicklungspolitik und -zusammenarbeit, bietet aber lediglich einen guten Überblick über weitgehend bekannte Strukturen der Entwicklungszusammenarbeit, ohne die langfristigen Zusammenhänge zwischen Entwicklungsstrategien und Nachhaltigkeit zu thematisieren.

Der abschließende Aufsatz von *Thuan Nguyen* unter dem Titel „Nachhaltige Finanzmarktpolitik“ bringt eine Analyse der mangelnden Nachhaltigkeit internationaler Finanzpolitik. Er stellt die Widersprüche zwischen der kurzfristigen Profitorientierung der umfassendsten globalen Kapitalströme einerseits und der notwendigen langfristigen Orientierung einer

Nachhaltigkeitspolitik dar, die unter anderem das Ziel intergenerationeller Gerechtigkeit anstrebt. Dies verlangt geradezu nach einem entsprechenden Schlusspunkt, der Perspektiven einer „Großen Transformation“ aufzeigt, obwohl verschiedentlich auf das Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen „Welt im Wandel“ aus dem Jahr 2011 verwiesen wird, in dem das entsprechende Konzept Karl Polanyis aufgenommen wird.

Das Buch liefert insgesamt eine gute Einführung zum Thema „Nachhaltige Entwicklung“ in der Wirtschaftspolitik. Es ist sehr informativ im Hinblick auf die vielfältigen Details von Nachhaltigkeitspolitik in den verschiedenen Bereichen der Wirtschaftspolitik. So wird etwa aus der recht unterschiedlichen Sicht verschiedener Politikbereiche die zentrale Bedeutung der Steuerung von Investitionsentscheidungen zur Förderung von Elementen der Nachhaltigkeit in allen drei genannten Dimensionen deutlich. Nimmt man allerdings die im Vorwort formulierte Forderung nach einem „ganzheitlichen Ansatz“ (5f) und den Bezug auf historische Megatrends (36) wirklich ernst, dann fehlt dem Buch ein Schlusskapitel, das aus einer solchen Perspektive die Nachhaltigkeitspolitiken in einem übergreifenden Gesamtzusammenhang ökonomischer Dynamiken analysiert.

Wolfgang Hein

Eingegangene Bücher

AfricAvenir (Hg.): *Thomas Sankara. Die Ideen sterben nicht!* Douala Ivè: AfricAvenir 2016, 272 S.
ISBN: 9783946741008

Aktion Dritte Welt e.v. informationszentrum 3. welt (Hg.): *Grenzüberschreitend – Anti-Rassismus im Süden.* Freiburg i.Br.: iz3w 2015 (= iz3w, Bd. 350), 32 S.
ISSN: 1614-0095

- Albert, Victor: *Participatory Democracy and the Entanglements of the State. The Limits to Citizen Power*. London: Pluto Press 2016, 224 S.
ISBN: 9780745336176
- Amborn, Hermann: *Das Recht als Hort der Anarchie*. Berlin: Matthes & Seitz 2016, 285 S.
ISBN 9783957572480
- Breitwieser, Lukas: *Die Geschichte des Tourismus in Namibia*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2016 (= Basel Southern Africa Studies, Bd. 10), 368 + viii S.
ISBN: 9783905758740
- Daher, Joseph: *Hezbollah. The Political Economy of Lebanon's Party of God*. London: Pluto Press: 2016, viii + 288 S.
ISBN: 9780745336893
- Dhouib, Sarhan (Hg.): *Gerechtigkeit in transkultureller Perspektive*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2016, 340 S.
ISBN: 9783958320819
- Erikson, Thomas Hylland, & Elisabeth Schober: *Identity Destabilised. Living in an Overheated World*. London: Pluto Press: 2016, x + 260 S.
ISBN: 9780745399126
- García Agustín, Óscar, & Martin Bak Jørgensen (Hg.): *Solidarity without Borders. Gramscian Perspectives on Migration and Civil Society*. London: Pluto Press 2016, 240 S.
ISBN: 9780745336312
- Gürcan, Efe Can, & Efe Peker: *Challenging Neoliberalism at Turkey's Gezi Park. From Private Discontent to Collective Class Action*. London: Palgrave-Macmillan 2015 (= Social Movements and Transformation), ix + 202 S.
ISBN: 9781137469014
- Heller, Henry: *Capitalist University. The Transformations of Higher Education in the United States since 1945*. London: Pluto Press: 2016, xvi + 252 S.
ISBN: 9780745336589
- Kesselring, Rita: *Bodies of Truth. Law, Memory, and Emancipation in Post-Apartheid South Africa*. Stanford, US'-CA: Stanford University Press 2017 (= Stanford Studies in Human Rights), 256 S.
ISBN 9780804799782
- Lamprou, Alexandros: *Nation-Building in Modern Turkey: The >People's Houses<, the State and the Citizen*. London: I.B.Tauris 2015, 320 S.
ISBN: 9781780768762
- MacLaughlin, Jim: *Kropotkin and the Anarchist Intellectual Tradition*. London: Pluto Press 2016, 272 S.
ISBN: 9780745335124
- Nolte, Hans-Heinrich; Manuela Boatcă & Andrea Komlosy: *Worldregions, Migrations and Identities. Political Economy of the World System Vol. 2*. Gleichen & Zürich: Muster-Schmidt 2016 (= Zur Kritik der Geschichtsschreibung, Bd. 13), 162 S.
ISBN: 9783788120344
- Ottacher, Friedbert; Thomas Vogel: *Entwicklungszusammenarbeit im Umbruch. Bilanz – Kritik – Perspektiven. Eine Einführung*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2016, 2. Aufl., 180 S.
ISBN: 9783955581114
- Pallotti, Arrigo, & Ulf Engel (Hg.): *South Africa after Apartheid. Policies and Challenges of the Democratic Transition*. Leiden: Brill 2016, xviii + 265 S.
ISBN: 9789004325593
- Platsch, Kerstin: *Drei Syrer an meinem Esstisch. Eine Reporterin kämpft für die Integration von Flüchtlingen*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2016, 228 S.
ISBN: 9783955581763
- Quijano, Anibal: *Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika*. Wien: Turia & Kant 2016, 123 S.
ISBN: 9783851328219
- Saunders, Richard, & Tinashe Nyamunda (Hg.): *Facets of Power: Politics, Profits and People in the Making of Zimbabwe's Blood Diamonds*. Johannesburg: Wits UP 2016, 236 S.
ISBN: 9781868149759
- Ziai, Aram (Hg.): *Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge*. Bielefeld: transcript 2016, 408 S.
ISBN: 9783837632316